

CHRISTOPH PURSCHKE: Regionalsprache und Hörerurteil. Grundzüge einer perceptiven Variationslinguistik. Stuttgart: Steiner 2011. XVI, 374 S. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 149). € 55,-

Hauptsächliches Ziel dieser Untersuchung ist es,

die Koinzidenzen und Diskrepanzen zwischen linguistisch konstruierten und individuell konzeptualisierten Räumen bzw. Grenzen zu untersuchen. Im Zentrum steht immer die Frage, ob sich an den Extrempunkten der regionalsprachlichen Systeme, also der Standard-Substandard-Grenze in der Vertikalen und den Struktur Grenzen zwischen Dialektverbänden in der Horizontalen, auch perceptive Grenzen nachweisen lassen (S. 45).

Der Verfasser positioniert sich damit grundsätzlich in „der aktuellen methodischen Neuausrichtung der deutschsprachigen Variationslinguistik“ (S. 90); sein eigentlicher Ausgangspunkt ist jedoch die – vollkommen zu Recht – beklagte „theoretisch-methodische ‚Unbefangenheit‘ im Umgang mit subjektiven Sprachdaten“ (S. 16). Das Buch wird sich in zweifacher Hinsicht etablieren, nämlich einerseits im Blick auf die theoretischen und methodischen Grundlagen der perceptiven Geolinguistik überhaupt und andererseits im Blick auf die Beschreibung des mitteleuropäischen Sprachraums. Die eigentliche disziplinäre „Heimat“ ist die Germanistik, aber der konzeptionelle Horizont überschreitet die Fachgrenze, denn CHRISTOPH PURSCHKE greift weit in die für den perceptiven Ansatz hochrelevanten Domänen anderer Disziplinen aus, insbesondere in die phänomenologisch fundierte Wissenssoziologie und in die Wahrnehmungspsychologie; es wäre wirklich erfreulich, wenn es nun endlich gelänge, den für das Verständnis und die Modellierung der sprachlichen Variation so fruchtbaren wissenssoziologischen Begriff der Lebenswelt (S. 52–53) in der Linguistik zu etablieren.¹

Die stringente und terminologisch sehr konsistente Untersuchung ist im Wesentlichen in vier großen Kapiteln angelegt; sie beginnt nach einer „Einführung“ mit einer „theoretischen Annäherung“ (Kap. 2, S. 21–87) an das Thema. Der Verfasser umreißt hier zunächst die beiden Dimensionen, in denen er regionale Varianten verortet, nämlich die „vertikale“ Standard-Substandard-Dimension sowie die „horizontale“ Dimension arealer Distribution und entwickelt anschließend eine für die Konsolidierung der perceptiven Linguistik richtungweisende, parametrisierte „Theorie des Hörerurteils“ (S. 45–80), in deren Zentrum ein kognitiv pointiertes Modell der Kommunikation beziehungsweise der sprachlichen Interaktion steht. „Kognition“ wird jedoch nicht als Oberbegriff für die mentalen Leistungen des Hörers/Sprechers gebraucht (vgl. S. 73–77), sondern speziell für Prozesse mentaler Verarbeitung („Kategorisierung, Kombination, Rahmung, Evaluation“, S. 76), die in einer bestimmten Situation zwischen „Perzeption“ auf der einen Seite² und „Projektion“ (S. 55–57) auf der anderen vermitteln; dem zuletzt genannten Ausdruck entspricht in weniger elaborierten Ansätzen meistens der Begriff der Produktion.³ In Perzeptionen und Projektionen vollzieht sich die Interaktion zwischen dem Selbst und seiner Umwelt.

¹ Vgl. in diesem Sinne und mit explizitem Verweis auf SCHÜTZ / LUCKMANN schon KREFELD 2002.

² Es sei dahingestellt, ob rein sensorische Perzeption, vor jeder kognitiven Verarbeitung, überhaupt linguistisch relevant (geschweige denn möglich) sein kann.

³ Die ungewöhnliche Wahl des Terminus wird ausführlich begründet (S. 55–57); sie ist in philosophischer und psychologischer (und nicht in der transformationsgrammatischen) Tradition

Zwei wichtige Kategorien zur differenzierten Modellierung von Perzeptionen sind die perzeptiv „Salienz“, das heißt die mehr oder weniger ausgeprägte Auffälligkeit sprachlicher Merkmale, und ihre „Pertinenz“, das heißt ihre subjektive Relevanz für den Perzipienten/Hörer. Mit der Pertinenz wird eine Schlüsselkategorie für das Verständnis der Varietätendynamik eingeführt, denn sie steuert die eventuelle Akkommodation des sprachlichen Verhaltens und die damit einhergehende Modifikation der Kompetenz auf Grund von Perzeptionserlebnissen.⁴

Es folgen „Forschungsüberblick und Methodendiskussion“ (Kap. 3, S. 89–151) sowie schließlich zwei exemplarische, empirisch fundierte Teile zu zentralen Anwendungsbereichen perzeptiver Ansätze, die im mitteldeutschen Sprachraum erprobt wurden: Einerseits wird an Beispiel von Hessen, die „Semantik von Sprachraumkonzepten“ (Kap. 4, S. 153–213) ausgelotet und andererseits werden in zwei Studien „regionalsprachliche Grenzen“ (Kap. 5, S. 215–310) und „Übergangsgebiete“ überprüft, zunächst das rheinisch-moselfränkische (S. 228–269), sodann das thüringisch-obersächsische (S. 269–307).

Auch dieses umfangreichste Kapitel ist methodisch lehrreich im Blick auf die Datenerhebung; der Verfasser hat der eigentlichen Erhebung einen „Schnelltest zur Ermittlung der variativen Kompetenz“ vorgeschaltet (S. 157–161; vgl. auch S. 158) und schlägt ein probates Verfahren vor, um Sprecher „zu einer möglichst standardnahen Sprechweise zu zwingen“ (S. 162), nämlich fingierte Radio-Interviews zum Klimawandel. Bemerkenswert ist auch die Strategie neben Nennungen von Sprachräumen und Verortungen von Stimuli auch „prominente Repräsentanten“ (das heißt öffentlich bekannte Sprecherinnen und Sprecher) abzufragen (S. 166–169), um Rückschlüsse ziehen zu können, „welche Art sprachlicher Repräsentate die Probanden mit den jeweiligen Sprachraumkonzepten assoziieren bzw. welche Arten von Sprechern/Sprechweisen als repräsentativ für die realisierten Konzepte angesehen werden“ (S. 166).

Vor allem in den umfangreichen Datenbestand des empirischen Teils sind mehrere verwandte (Vor)Studien des Verfassers und anderer Marburger Sprachwissenschaftler eingeflossen; sie werden teils vorausgesetzt, wohl auch fortgeführt, aber nicht im Detail referiert, was in diesem monografischen Rahmen natürlich unmöglich gewesen wäre. Im einzelnen ist diese Vorgehensweise jedoch nicht immer im Interesse optimaler Übersichtlichkeit und methodischer Transparenz; insbesondere ist nicht immer offensichtlich, welche Kategorien, speziell welche Sprachraumkonzepte, den Probanden in den jeweiligen Tests vorgegeben wurden und welche (vorgegeben oder nicht) als linguistische Raumkategorien beziehungsweise als laienlinguistische Ausdrücke anzusehen sind, die womöglich spontan von den Probanden eingebracht wurden. Die Ergebnisse sind jedenfalls sehr differenziert, vielschichtig und bestens geeignet, weitere Studien zu anderen Räumen anzuregen. So ergibt die semantische Analyse des Sprachraumkonzepts *Hessisch* „vier zentrale Strukturkomponenten“ (S. 212), die als ‘Typik’ („Repräsentate übergeordneter Konzepte“), als ‘Kombinatorik’ („verknüpfte Repräsentate [...]“, die die semantische Charakteristik [...] kennzeichnen“), als ‘Prototypik’ („primäre Repräsentate, die das Konzept vorrangig repräsentieren [(...) *Frankfurt, Äppelwoi, babbeln, Martin Schneider* etc.]“) und als ‘Spezifik’ („abhängige verknüpfte [Teil-]Konzepte, die [...] weiter spezifizieren“) bestimmt werden. Im Einzelnen ergeben sich durchaus markante Unterschiede, die von der regionalen Herkunft, dem Alter, der Bildung und der Regionalsprachkompetenz der Probanden abhängen (und die hier nicht im Einzelnen referiert zu werden brauchen).

Komplettiert werden die genannten Kapitel durch einen Ausblick, eine Bibliografie, Register und Farbbildungen.⁵

begründet, unterscheidet sich jedoch insofern davon, als der Begriff sich auf „konkrete Handlungen bezieht“ (S. 55, Anm. 155) und nicht nur auf deren kognitive Vorbereitung. Nicht ganz verständlich ist die Tatsache, dass zusätzlich noch eine eigene Kategorie „Reaktion des Hörers“ (S. 77) angesetzt wird (vgl. auch Abb. 4 und 5).

⁴ „Akkommodation“ wird analog zu SCHMIDT / HERRGEN 2011 als „Synchronisierung“ bezeichnet.

⁵ In Bezug auf die zahlreichen Abbildungen im Text wäre es vielleicht besser gewesen, manche Diagramme, insbesondere Balkendiagramme zur Kategorisierung des Raums auch kartografisch zu visualisieren (etwa wie in POSTLEP 2010).

Angesichts der weiten und in ihrer Weite systematisch-konstruktiven, auf Modellbildung und Standardisierung zielenden Anlage ist es selbstverständlich, dass die Arbeit sowohl in theoretischer Hinsicht als auch hinsichtlich der Applikabilität der Modellierungen zur Auseinandersetzung und Diskussion einlädt. An erster Stelle erhebt sich eine grundsätzliche Frage zum disziplinären Hintergrund: Der Autor spricht – als Germanist – von der „aktuellen methodischen Neuausrichtung der deutschsprachigen Variationslinguistik“, was insofern zutrifft als auch andere Disziplinen, vor allem die Romanistik, sich entsprechend neu justieren, worauf mehrfach hingewiesen wird. Andererseits spricht die Romanistik von perzeptiver Varietätenlinguistik (vgl. KREFELD / PUSTKA 2010). Beide Termini stehen sich bereits seit einiger Zeit gegenüber, denn sie sind in den etablierten, nicht in Perzeptions-, sondern in Produktionsdaten fundierten Forschungsdiskursen beider Fächer verwurzelt. Es besteht in diesem Punkt also schon seit längerem ein Anlass zur interdisziplinären Verständigung, denn selbstverständlich schließen sich beide Konzepte nicht aus, sondern implizieren sich gegenseitig. Eine Standortbestimmung ist in dieser Frage allerdings keineswegs unwichtig, da die entsprechende Festlegung das übergeordnete Forschungsziel markiert. Auch für PURSCHKE ist das Konzept der „Varietät“ von grundlegender Bedeutung. In Anlehnung an SCHMIDT 2005 und SCHMIDT / HERRGEN 2011 heißt es:

Eine *Varietät* stellt [...] einerseits einen sprachstrukturell eigenständigen und situativ definierten Ausschnitt des individuellen sprachlichen Wissens dar, andererseits verweist sie auf in bestimmten Situationen verwendete, sprachliche Interaktionsmuster, die sich durch eine gewisse sprachstrukturelle Eigenständigkeit auszeichnen (S. 24).

Mit dieser Definition wird eigentlich „nur“ die Kategorie des Idiolekts erfasst, und das methodologisch schwierigste Problem empirischer Einzelsprachforschung wird eher verdeckt als offengelegt, nämlich der so zu sagen saussureanische Abstraktionsschritt von den Varianten, das heißt von den beobachtbaren individuellen Daten (sei es auf der Ebene der Produktion oder der Perzeption) zu den überindividuellen Varietäten: Dergleichen Größen werden ja ständig vorausgesetzt, in Gestalt der „Dialekte“, der „Dialektverbände“, des „Standards“ und so weiter; auch das für das Verständnis der Varietätendynamik sehr nützliche Konzept der „Synchronisierung“ (S. 23; SCHMIDT / HERRGEN 2011, 29–34) hilft in dieser Problematik nicht wirklich weiter, denn dem Aufbau und der Veränderung des sprachlichen Individualwissens liegen (mehr oder weniger streng standardisierte) Normen zu Grunde (vgl. S. 23), die jenseits des Individuellen liegen; mit SAUSSURE gesprochen und *cum grano salis* verstanden handelt es sich um *faits sociaux*.

Nun ist die Beschreibung der Variation mit der Fokussierung der Perzeption und ihrer Einbettung in mentale Verarbeitungsprozesse zwar auf die notwendige kognitive Grundlage gestellt worden, aber letztlich zielt die Modellierung der Variation nicht auf die kognitiven Prozesse, die zur Modifikation der Sprecherkompetenz führen, sondern darüber hinaus auf die Dynamik der Sprachen in Gestalt von Varietäten – und zwar von Varietäten, deren Ableitung vom Sprachwissenschaftler zu leisten ist. Denn die Existenz gruppenspezifisch konturierter und profilierter Varietäten (inklusive mancher Dialekte) ist nicht selten durchaus problematisch, und es ist trügerisch, die traditionell von der Forschung auf Grund von Produktionsdaten hypostasierten Größen („Dialekte“ im Sinn der herkömmlichen Dialektologie) grundsätzlich als gegeben anzunehmen und in perzeptiven Studien vorrangig deren Bestätigung zu suchen. Vielmehr sollte die Annahme von Varietäten aus einem methodologisch kontrollierten Abgleich von Produktions- und Perzeptionsdaten erfolgen. Hinweise auf die Existenz perzeptiv und kognitiv relevanter, aber gleichzeitig lebensweltlich und sozial greifbarer Varietäten geben zum Beispiel nicht wissenschaftliche Varietätennamen („Glottonyme“) und die Wahrnehmung eines Stimulus als ‘eigen’, beziehungsweise ‘nachbarschaftlich’ versus ‘entfernt, fremd’ und so weiter.⁶ Die Diskussion des sprachwissenschaftlichen Konzepts *Neuhessisch* im Abgleich mit *Frankfurterisch* hätte sich

⁶ Derartige, auf identitäre Muster zielende Zugehörigkeitsvorstellungen könnten unter Umständen auch hinter der Beobachtung stehen, dass Studenten sich „zumindest eine passive Kompetenz für ihren jeweiligen Heimatdialekt“ zuschreiben, obwohl sie im Kompetenzschnelltest – im Unterschied zu Berufsschülern – „relativ schlecht“ abschneiden (S. 196).

womöglich in dieser Richtung zuspitzen lassen, denn man fragt sich, worauf *Zentralhessisch* überhaupt referiert, wenn es eine

Bewertungsgrenze geben könnte, welche die südlichen von den nördlichen Zentralhessen trennt. Während letztere die Aufnahmen aus dem südlichen Zentralhessen mehrheitlich dem Neuhessischen zuordnen, erkennen die südlichen Zentralhessen keinen Unterschied zwischen den neuhessischen Aufnahmen und denen aus ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, eine Beobachtung, die vermutlich auch mit der großen sprachlichen Strahlkraft der Metropole Frankfurt in Verbindung steht (S. 180):

Zentralhessisch als Ausdruck, der nurmehr auf die geografische Nachbarschaft von Lokaldialekten verweist, ohne dass er durch ein Korrelat im kollektiven Sprachwissen einer zu bestimmenden Sprechergruppe gestützt würde, wäre varietätenlinguistisch letztlich irrelevant, wie übrigens sehr viele regionale Dialektnamen, mit denen Lokaldialekte durch die Dialektologie in klassifikatorischer Absicht zusammengefasst werden.⁷

Notorisch schwierig im Blick auf Auto- und Heteroperzeption ist das Konzept des Regionalstandards, das von PURSCHKE nur erwähnt wird (S. 31), um es im Sinn eines engeren, regional möglichst invariablen Standardbegriffs zu entschärfen: Auf der Ebene des Standards wird allenfalls „ein begrenzter Bestand an *perzeptiv unauffälligen/akzeptierten Regionalismen*“ im Rahmen „nationaler Oralisierungsnormen“ (S. 36) zugestanden. Diese Option erscheint in mehrfacher Hinsicht problematisch. Schon im Bereich des bundesrepublikanischen Deutschen zeigt ein Blick auf die Bayerische Verwaltungssprache, dass die enge Definition kaum zu rechtfertigen ist; Ausdrücke wie *Unterschleif* 'Prüfungsbetrug' (vgl. stellvertretend für viele rechtssprachliche Quellen: Ausbildungs- und Prüfungsordnung für Juristen [JAPO], vom 13. Oktober 2003: § 11 Unterschleif; <<http://www.gesetze-bayern.de/jportal/portal/page/bsbayprod.psml?showdoccase=1&doc.id=jlr-JAPOBY2003V1P11>>) oder *Schulaufgabe* im Sinne von 'Klassenarbeit', *Extemporale* 'unangekündigte Klassenarbeit', *Angabe* 'schriftliche Prüfungsaufgabe', *Abdruck* 'Kopie' und andere sind trotz ihrer formellen Schriftlichkeit für nicht-bayerische Standardsprecher – und nur für diese – unverständlich oder missverständlich und somit in jedem Fall als „saliente Regionalismen“ (S. 36) einzustufen; für Bayern sind sie jedoch vollkommen unauffällig und „Ziel der Makrosynchronisierung“ (S. 36). Sie erfüllen also die in Tabelle 1 (S. 36) zusammengefassten „Kriterien zur Bestimmung eines Standardsprachebegriffs“ nur in einer bestimmten Region. Vor allem erweist sich die explizit als „Substandard“ definierte Kategorie der „Regionalsprache“ über die Germanistik hinaus als ein wenig unglücklich, denn sie scheint untauglich zur Erfassung aufkommender und progredienter Standardisierungsprozesse, wie sie zum Beispiel in der Romania⁸, aber auch im slavischen Sprachraum, etwa im Gebiet des ehemaligen Jugoslawien oder in der ehemaligen Sowietunion, nicht selten sind.

⁷ Die großräumige, im kollektiven Laienwissen und im dialektologischen Expertenwissen verankerte „Zonierung“ unserer Sprachräume gehört zu den aktuellen Herausforderungen der Geolinguistik, der man am besten durch eine internetgestützte Massenerhebung (also durch *crowdsourcing*) beikommen wird; einen Eindruck von den Möglichkeiten der online-Kartierung vermittelt am Beispiel Italiens das Projekt „Metropolititalia“ (<<http://www.metropolititalia.org/>>).

⁸ Vgl. hierzu die wegweisende perzeptive Untersuchung der östlichen Pyrenäen in POSTLEP 2010; es handelt sich bei diesem Gebiet um ein prototypisches romanisches Dialektkontinuum, mit einem breiten Übergangsbereich zwischen dem klar aragonesischen Westen und dem klar katalanischen Osten. Hier ergeben sich inzwischen zwei deutlich getrennte Perzeptionsmuster: Probanden aus dem politisch weitgehend autonomen Territorium Kataloniens perzipieren eine Sprachgrenze in der Übergangszone, weil sie ihre Wahrnehmung an der seit ca. 25 Jahren fest implementierten katalanischen Standardsprache ausrichten, die den (östlichen) Basisdialekten des Kontinuums nahesteht. Politisch gesehen nicht-katalanische Probanden, denen die katalanische Standardsprache nicht oder kaum vertraut ist, perzipieren dagegen keine Sprachgrenze, sondern ein Kontinuum, das die eindeutig katalanischen Dialekte einschließt; ihre Standardsprache ist das Spanische, das sich vom Aragonesischen und vom Katalanischen, das heißt von beiden Polen des Kontinuums, gleichermaßen unterscheidet: Implementierte Standardsprachen erzeugen in ihrem Territorium unweigerlich eine spezifische Innenperspektive.

LITERATUR

- KREFELD, THOMAS / ELISSA PUSTKA (2010): Für eine perzeptive Varietätenlinguistik. In: KREFELD, THOMAS / ELISSA PUSTKA (Hg.): *Perzeptive Varietätenlinguistik*. Frankfurt: Lang, 9–30.
- KREFELD, THOMAS (2002): Per una linguistica dello spazio vissuto. In: KREFELD, THOMAS (Hg.): *Spazio vissuto e dinamica linguistica*. Frankfurt: Lang, 11–24.
- POSTLEP, SEBASTIAN (2010): Zwischen Huesca und Lérida – Perzeptive Profilierung eines diatopischen Kontinuums. Frankfurt am Main: Lang.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (2005): Versuch zum Varietätenbegriff. In: LENZ, ALEXANDRA / KLAUS MATTHEIER: *Varietäten. Theorie und Empirie*. Frankfurt am Main: Lang, 61–74.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH / JOACHIM HERRGEN (2011): *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung*. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik. 49).

München

THOMAS KREFELD